Paul Fleming.

(Veranlassung zu seiner Reise. — Seine Gelegenheits-Dichtung.)

I.

Ueber Paul Flemings Reise nach Russland und Persien.

Im August des Jahres 1633 unterbrach der Dichter P. Fleming seine medizinischen Studien in Leipzig, um an der Reise der Holsteinschen Gesandten nach Russland und Persien teilzunehmen. Im Oktober 1633 brachen die Gesandten von Hamburg aus auf. Von Travemünde begab man sich zu Schiff nach Riga und traf über Dorpat, Narva, Nowgorod am 14. August 1634 in Moskau ein. Von hier reiste man zurück nach Reval, wo das Gefolge, zu dem Fleming gehörte, vom 10. Januar 1635 bis 2. März 1636 liegen blieb. Endlich wurde die Reise fortgesetzt über Moskau, die Wolga abwärts bis Astrachan, über den Kaspischen See nach Ispahan. Von dort zog man auf demselben Wege zurück. Am 13. April 1639 traf Fleming wieder in Reval ein, brach aber schon im Juli wieder auf, um über Kiel, Gottorp, Hamburg nach Leyden zu reisen und hier die unterbrochenen medizinischen Studien wieder aufzunehmen und abzuschliessen. Schon im Januar 1640 disputiert Fleming dort pro summo gradu in Medicina. Auf der Rückreise nach Reval, wo er sich als Arzt niederlassen sollte, stirbt der Dichter in Hamburg am 2. April 1640.

„Ueber den Wendepunkt in Flemings Leben, welcher ihn veranlasste, seine Studien in Leipzig aufzugeben und sich der Gottorper Gesandtschaft nach Russland und Persien anzuschliessen, herrscht einiges Dunkel.“ So schreibt M. Lappenberg in seiner kritischen Ausgabe der Gedichte Flemings pag. 865 (Bibl. d. Litterar. Vereins in Stuttgart. Band 81—84).

In den zahlreichen Gedichten, die wir aus der Zeit der Reise besitzen, spricht sich der Dichter wiederholentlich über Veranlassung und Zweck seiner Beteiligung an der Reise aus. Ja, je länger diese sich wider Erwarten des Dichters hinzieht, desto häufiger kommt er auf diese Fragen zurück.

In einem Sonett (Lapp. Son. IV. 15), das auf jener Reise entstanden ist, fragt sich der Dichter selbst:

Was ist es denn nun mehr, dass du so hungrig bist,
viel Länder durchzusehn bei Regen, Frost und Hitze,
durch Wildnüss und durch See, zu kommen an die Spitze,
wo Leute, die man ehrt? . . . . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Thu Rechnung von dir selbst, von dir und deiner That!
. . . . . Die Sehnsucht fremder Sachen,
was wird sie dermaleins noch endlich aus dir machen,
weil auch dein eigner Rat bei dir selbst Statt nicht hat?

Eine Antwort auf diese Frage giebt der Dichter in diesem Sonett nicht. Versuchen wir im Folgenden, uns über die Absichten des Dichters, über Veranlassung und Zweck seiner Beteiligung an der Reise an der Hand seiner Gedichte selbst Klarheit zu verschaffen. Dabei dürfte es sich empfehlen, die Aeusserungen des Dichters in chronologischer Reihenfolge zu beachten.

Die erste Erwähnung der Reise finden wir in einem Gedicht, das jedenfalls im Mai 1632, also anderthalb Jahre vor dem wirklichen Beginn der Reise gedichtet ist. Dies Lied (Oden IV. 10, 235) ist wahrscheinlich an Adam Olearius gerichtet, seinen neuen Freund, den der Dichter in Leipzig gefunden hat und durch dessen Vermittelung ihm die Teilnahme an der Reise später ermöglicht wurde. Hier heisst es:

„Dein Verbündniss, deine Treue
macht, dass ich mein Vaterland
zu verlassen ganz nicht scheue.
Das verknüpfte Liebesband
wird uns führen hin und her
über Trucken, über Meer.

Weg mit dem, der stets nur lieget
bei der faulen Ofenbank!
Wer sich in die Fremde füget,
wird bekannt, verdienet Dank.
Dies ist meines Lebens Ziel,
dass ich stets mehr lernen will.

Im Bunde mit Olearius also will der Dichter das Vaterland verlassen und in die Fremde ziehen. Zweck der Reise ist, selbst bekannt zu werden, sich Dank, d. h. Ruhm, Anerkennung zu erwerben und andere Länder kennen zu lernen. —

Diese Sehnsucht in die Ferne lag vielleicht im Zuge der Zeit; es ist das zwölfte Jahr des grossen Krieges. Vielleicht aber reizte den Dichter auch das Vorbild des Opitz, den er als Dichter hoch verehrte und den er auf dessen Reise nach Paris bei der Durchreise durch Leipzig im Jahre 1630 persönlich kennen gelernt hatte. Auch Opitz hatte mächtige Gönner und Freunde gefunden, und Fleming hatte hier die Aussicht, an die Höfe der Fürsten von Holstein, Russland und Persien zu gelangen.

Das Ziel der Reise wird hier noch nicht ausdrücklich genannt; ebensowenig in den Liedern aus dem Anfang des folgenden Jahres 1633. „Gott und Glücke heisst mich reisen!“ erklärt Fleming in dem Hochzeitsliede Oden III. 12, 1, in welchem er sein eigenes unsicheres Geschick mit der Sicherheit und Ruhe der Neuvermählten vergleicht. Und doch behauptet er Oden II. 10, 33:

Keiner wird berühmt und gross,
welcher liebt der Mutter Schoss
für die Reisen, Pferd und Ruder,
wer nichts wagt, der wird kein Mann.

Hier haben wir noch keine Spur von dem Gedanken, dass etwa die Unruhen des Krieges ihn aus der Heimat treiben oder dass der Dichter aus Besorgnis um seine eigene Sicherheit das Land verlassen will.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wichtiger ist das Lied Oden II. 12, etwa um die Mitte des Jahres 1633 verfasst, in welchem Fleming einen Freund, der Vater, Mutter und Schwester durch den Tod verloren hat, durch den Hinweis auf sein eigenes Geschick zu trösten sucht:

Mutter Deutschland und auch ihr,
Vater, Mutter, Schwester, Freunde,
mein, erlaubet diss doch mir,
das ihr mehr wünscht eurem Feinde,
dass ich ferner Länder Zier
unserm Meissen setze für!

Ist mir Gott und Glücke gut,
dass ich mit gelehrten Küssen,
wie mein Opitz täglich thut,
euch hinwieder soll begrüssen,
denn soll meiner Verse Lust
auch bei Fremden sein bewusst.

Meint nicht, was der Pöfel spricht,
Mitternacht sei ganz ohn' Ehren,
Persien, das habe nicht,
was uns könne Weisheit lehren!
denkt, dass in der Barbarei
Alles nicht barbarisch sei!

Meine Poesie steht hier
und verpflichtet sich bei Treuen:
dermaleins soll ihre Zier
nur zu eurer Lust gedeihen;
euer ist's, was sie begehrt
und in fremder Welt erfährt.

Auch in diesen Strophen spricht sich die Sehnsucht des Dichters in die Ferne aus. Er hofft, dass er dort Weisheit, d. h. reiche Kenntnis von Land und Leuten gewinnt, durch die er seine Lieder zu schmücken gedenkt, wie Opitz es thut. Unter den „gelehrten Küssen" verstehe ich wenigstens die Verwertung der wissenschaftlichen Kenntnisse in den Liedern. Gervinus *) hat zwar im grossen und ganzen recht, wenn er von Fleming sagt: „die Reise gab ihm die Weltkenntnis, die seine dichtenden Zeitgenossen zu wenig, nahm ihm den Gelehrtendünkel, den sie zu viel hatten." Dennoch finden wir auch bei Fleming noch oft in den Liedern ein Prunken mit seinen mythologischen, geographischen, medizinischen Kenntnissen; der Gelehrte ist auch in den spätesten Liedern noch nicht vollständig überwunden. cf. P. W. IV. 21. 31.

Wichtig ist aber, dass auch in diesem Liede der Dichter mit keiner Silbe andeutet, dass etwa die Unruhen des dreissigjährigen Krieges ihn aus dem Vaterlande in die Fremde treiben. Für die Not und das Elend des Vaterlandes hatte der Dichter wohl ein warmes Herz; das zeigt sich nicht allein in dem „Schreiben Germanias an ihre Söhne" (P. W. IV. 1.) und in den Gedichten auf den Tod Gustav Adolphs; auch in Trauerliedern und andern weist er oft hin auf diese Not, z. B. Od. I. 3. Aber nirgends tritt der Wunsch hervor, sich dieser Not durch die Flucht zu entziehen. So mancher Freund mag in jener Zeit auch Leipzig verlassen haben, um sich in Sicherheit zu bringen. Das zeigt sich in den Od. IV. 5. 7 und 10. „Lass uns auch machen fort an einen sichern Ort!" fordert in Od. IV. 5 **) ein Freund den andern auf; aber der Dichter, der sonst die Absicht ausspricht, „ferner Länder Zier" kennen zu lernen, begründet diese Absicht nirgends mit der Unsicherheit des eigenen Lebens in der Heimat.

Ernst genug waren ja für Leipzig die Jahre 1631 und 1632. Zunächst erschien Tilly mit seinen Truppen und brandschatzte die Stadt. Nach seiner Niederlage bei Breitenfeld erschienen dort

*) Geschichte der Nat.-Litt. III. 238.

**) In der Hirtenode IV. 5 muss unter Korydon unser Dichter verstanden werden, der als Hirte in dem Revier zurückbleibt. Wer Sylvius und Tityrus sind, ist unklar. Jedenfalls steht diese Ode mit Ode 7 und Ode 10, 289 im Zusammenhang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Schweden unter Gustav Adolph. Als dieser dann seinen Zug an den Rhein unternimmt, wird Sachsen von Böhmen aus beunruhigt. Holcks Scharen plündern und verwüsten das Land. Endlich erscheint Wallenstein in Sachsen, ihm folgt Gustav Adolph, der am 16. November 1632 bei Lützen siegt und fällt. Dass in einer solchen unruhigen Zeit die Studien des Dichters vielfach unterbrochen und gehemmt wurden, ist erklärlich. „Die Promotionen der philosophischen Fakultät, welche am letzten Januar 1633 stattfinden sollten, — so schreibt Lappenberg, Band 83, pag. 866 — waren wegen der Unruhe der Zeiten verschoben, und Fleming wurde an der Ausführung anderer Pläne gehemmt, bis er am 2. Mai zum Artium et Philosophiae Doctor ernannt wurde.“ Erst im August 1633 erfährt er, dass die Gottorper Gesandtschaft fest beschlossen sei. „Im Vertrauen auf die Empfehlung des noch in Leipzig weilenden Olearius, welcher ihm schon früher Aussichten zur Aufnahme in deren Gefolge eröffnet hatte, begann Fleming die Bewerbung, welche bald so weit gelang, dass er als einer der vier Hofjunker und Truchsessen angenommen wurde, wenn gleich seine Hauptthätigkeit die eines Gelehrten und Reisepoeten wurde.“

Das Jahr 1633 war für Leipzig verhältnismässig ruhig. Wenn sich Fleming trotzdem — im Hinblick auf die beiden letzten Jahre — entschlossen hätte, eine andere Universität zu beziehen, etwa Leyden, wie er es ja später wirklich thut, um dort ungestört seine Studien abzuschliessen, so würden wir dies verstehen können und begreiflich finden. Er muss mit seinen Studien schon ziemlich fertig gewesen sein. Das ergiebt sich daraus, dass, als er sechs Jahre später von der Reise zurückkehrt, ein Aufenthalt von wenigen Monaten auf der Universität Leyden genügt, um sie wirklich mit der Promotion abzuschliessen. Und nun tritt Fleming die weite Reise an, die, wie er genau weiss, mit mindestens ebenso grossen Gefahren für Leib und Leben verknüpft ist, wie der Aufenthalt in Leipzig! — Doch verfolgen wir zunächst die Aeusserungen des Dichters selbst weiter.

In einer an die Gesandten Krusius und Brüggemann gerichteten Ode (IV. 22, 49) erklärt der Dichter, der am 14. October 1633 von Hamburg aufbricht:

Ich bin froh, dass mir der Himmel
solche Gunst hat angethan,
dass ich unser Kriegsgetümmel
kann von fernen sehen an
und den Weg so hoher Sachen
mit euch grossen Leuten machen.

Hier spricht der Dichter seine Freude darüber aus, dass er an der Reise teilnehmen darf; er ist damit zugleich dem Kriegsgetümmel entrückt und kann bei einer wichtigen Sache thätig sein. Auch hier sagt Fleming keineswegs, dass er durch die Unruhen des Krieges aus der Heimat vertrieben worden ist.

In diesem Gedichte tritt nun zum ersten Male das Urteil des Dichters über die hohe Bedeutung der Reise hervor. Die ganze Gesandtschaft hatte, wie es scheint, den Zweck, Handelsverbindungen herzustellen. Man wollte auf dem Landwege über Russland und Persien Seide aus Ostindien beziehen. In wie weit die abgeschlossenen Verträge von wirklichem Nutzen für den Handel geworden sind, weiss ich nicht. Aber von unserm Dichter wird die Gesandtschaft gepriesen als eine herrliche That, die der ganzen Menschheit zu gute kommt. Das kleine Holstein wagt es, mit dem fernsten Osten in Verbindung zu treten; die Augen der ganzen Welt sind auf dies Unternehmen gerichtet, das vor allen Dingen dem kühnen Fürsten von Holstein Ruhm bringt. Deutschland

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

soll nur den Krieg beendigen; die neuen Handelsverträge werden in kürzester Zeit alle Verluste an Geld und Gut, die der Krieg gebracht, ersetzen. Ja, nach Oden IV. 21. scheint diese Gesandtschaft sogar den Zweck zu haben, den Weg zu zeigen, auf dem man gegen den alten Erbfeind der Christenheit, gegen den Türken, zu Felde ziehen könne. Und diese Begeisterung für den hohen Zweck der Reise findet sich nicht allein in den ersten Liedern, die er auf der Reise gedichtet hat; sie hält sich bis zum Schluss der Reise und tritt besonders in den an Herzog Friedrich von Holstein gerichteten Gedichten als starke Schmeichelei hervor.

Der Gedanke nun, dass der Dichter durch die Unruhen des Krieges aus der Heimat vertrieben ist, tritt erst in den Gedichten der folgenden Jahre hervor. Er scheint sich erst allmählich bei dem Dichter festgesetzt zu haben, als er während der Reise Zeit und Musse hatte, sich „das Kriegsgetümmel von fern“ anzusehen und an die Heimat zurückzudenken (Wäld. IV. 51, 26.)

Ernste Bedenken über seine Teilnahme an der Reise zeigt schon das Gedicht Wäld. IV. 20, das 1634 während seines langen Aufenthalts in Nowgorod entstanden ist.

„Was ist es, das dich schmerzt?“ fragt der Dichter sich selbst. —
Fürwahr, ein grosses Nichts! Du bist ja noch derselbe,
lebst sichrer als zuvor! Kannst du nicht um die Elbe
und Mulde sicher sein, so such' ein ander' Statt,
die mit geringrer Lust auch wenger Sorge hat! —
Des alten Vatern Not, der frommen Mutter Leid,
Der lieben Schwester Angst, so vieler Freunde Neid
setz' jetzt ein wenig aus! Thu', was der Himmel heisset!
Nimm der Bequemheit wahr, eh' sie sich dir entreisset!
Zeuch in die Mitternacht, in das entlegne Land,
das mancher tadelt mehr, als das ihm ist bekannt!
Thu', was dir noch vergünnt der Frühling deiner Jahre!
Lass sagen, was man will! Erfahre du das Wahre!
Dem traut man, was man sieht. Und hoffe dies dabei,
dass in der Barbarei auch was zu finden sei,
was nicht barbarisch ist! — Wohlan, ich bin vergnüget.
Es hat mich nicht gereut, dass ich mich her verfueget.

Hier sucht der Dichter offenbar die Gewissensbisse über seine Teilnahme an der Reise dadurch zu beseitigen, dass er sich klar macht 1. du lebst hier sicherer als daheim; 2. du bist noch jung und versäumst nichts Wesentliches; 3. du hast hier Gelegenheit, viel Neues kennen zu lernen. So tröstet er sich und schildert uns im folgenden Teil des Gedichtes Charakter, Sitten und Gebräuche der Russen um Nowgorod, die er in dem mehrmonatlichen Aufenthalt kennen gelernt hat. — Auch hier sagt der Dichter noch nicht, dass der Krieg ihn aus der Heimat vertrieben hat; noch vermag er die Reue über die Reise zu unterdrücken; die Strapazen derselben sind noch erträglich, und noch lebt in ihm der alte Wunsch, der ihn auf die Reise getrieben hat, der Wunsch, das Ausland kennen zu lernen und Stoffe und Gelegenheit zu neuen Liedern zu sammeln.

Noch viel weniger bereut er die Reise, als er nach Reval kommt und dort einen Kreis geistesverwandter Männer findet. Die lange Ruhe, die er hier hat, — vom 10. Januar 1635 bis zum 2. März 1636 — bildet in der dichterischen Thätigkeit Flemings den Glanzpunkt. In Reval

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beginnt das Liebesleben des Dichters. Die Stoffe zu den schönen Gedichten dieser Zeit sind in den Empfindungen des Dichters selbst gegeben. „Wie lange“, schreibt er zwar in dem Gedicht auf Brockmanns Hochzeit im April 1635 (Wäld. III. 6) — „wird's noch zur Zeit sein, dass ich in mein süsses Vaterland und zu den lieben Meinigen, welche ich voller Kriegsunruhe und Betrübnis vor zwei Jahren verlassen musste, wieder gelangen werde?“ Aber er fügt sogleich hinzu: „Was hätte aber wohl für ein geneigter Verhängnis aus damaliger Gefahr mich entreissen können als eben die wunderliche Vorsehung zu dieser löblichen und der ganzen Christenheit erspriesslichen Reise?“ Ja, er nennt sich „undankbar“, weil er bisher noch so wenig die Güte und Fürsorge der Gesandten in seinen Liedern verherrlicht habe.

Hier freilich erklärt er, dass er sein Vaterland habe verlassen müssen, dass ein günstiges Geschick ihn aus damaliger Gefahr entrissen habe. Es ist, als ob der Dichter, wenn er in der Zeit der Ruhe und der heiteren Lebensfreude der Not der Seinen in der Heimat gedenkt, den Gedanken an die Kriegsgefahr gewissermassen zu seiner Rechtfertigung und Entschuldigung heraufbeschwört.

Aus dem Jahre 1635 fehlen andere Bemerkungen des Dichters über die Reise. Wir finden solche erst wieder, nachdem die Anstrengungen der Reise wieder begonnen haben. So vergleicht er in dem Hochzeitsliede Oden III. 18 (1636) sein Geschick mit dem seines Freundes Jac. Sperling, der ursprünglich auch die Absicht hatte, an der Reise nach Persien teilzunehmen. „Gott, der weiss, wie mir's noch geht! Ich besteh' in Unbestande; wie los mir die Hand ist, bin ich verstrickt auf weite Lande.“ Der Ton des Bedauerns über die Unsicherheit des eigenen Geschickes klingt durch das Lied.

Aber auch das Gefühl der Abhängigkeit von anderen bliebt dem Dichter auf der Reise nicht erspart. In dem Liede Wäld. IV. 44 — zu Astrachan im November 1636 an Olearius gerichtet, — gesteht er, dass er, der sonst „Nacht und Tag nach Apollos doppelter Kunst, des Dichtens und des Heilens, gerannt sei“, nun lässig geworden sei. Ihm fehlte die Freiheit und Aufmunterung zum Dichten. Der Schiffer bedürfe des guten Windes; erstickte Glut müsse „angefechelt“ werden; Vergil und Horaz hätten nicht so Grosses geleistet, wären sie nicht durch Augustus und Maecenas ermuntert worden. Auch Opitz habe seinen Beschützer in Hannibal von Dohna gefunden. Von sich sagt der Dichter:

Ich nehm' es willig an, was mir wird zuerkannt
von meines Glückes Hand, das sich noch schlecht erweiset,
wie weit ich ihm nun bin, wie lange nachgereiset,
nun meine Jugend mir in meiner Blüte stirbt
und mit der Ernte selbst die Hoffnung mir verdirbt.

Er will jedoch auf Gott vertrauen, so fügt er hinzu, und willigen Gehorsam leisten; einst werde auch für ihn die Zeit der Freiheit kommen (cf. Wäld. IV. 53, 431).

Dass Fleming die Reise unternommen hat nicht nur, um das Ausland kennen zu lernen, sondern auch um selbst bekannt zu werden und die Gunst der „Grossen“ zu gewinnen, haben wir schon früher gesehen. Hier bestätigt er dies zugleich mit dem Bedauern, dass er bisher so wenig Glück gehabt habe; er fürchtet, dass die Reise beendigt wird, ohne dass seine Hoffnungen sich irgendwie erfüllt haben. Es ist eben dem Dichter nicht gegeben, nach der Gunst der „Grossen“ zu haschen und sich ihnen aufzudrängen. Mit Verachtung spricht er Wäld. IV. 54, 61 von solchen Dichtern, „die stets mit Reimen betteln laufen und grosse Lügnerei für kleines Geld verkaufen.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darin unterscheidet sich Fleming wesentlich von Opitz, der, wie Gervinus (pag. 220) richtig sagt, „sich vor dem Höchsten nicht unter den Toten, aber vor dem Kleinsten unter den Lebenden beugte.“ Sieht man bei Fleming ab von den Gedichten, in denen Ereignisse aus dem Hause derer von Schönburg besungen wurden und zu denen Fleming jedenfalls durch die Pflicht der Dankbarkeit veranlasst war, — diese Lieder gehören noch der Leipziger Periode an — so erfahren wir nur noch aus Oden IV. 1 und 15, dass der Dichter sich auf die Gunst seines Landesfürsten, des Kurfürsten von Sachsen, Rechnung gemacht hat. Wie er dazu gekommen ist, wissen wir nicht. An den Kurfürsten selbst hat er kein Lied gerichtet, aber ihm dediziert der Dichter kurz vor seinem Tode das 4. Buch seiner Poet. Wälder. Ferner richtet er an die Gemahlin Gustav Adolphs ein Gedicht, als diese im Dezember 1631 in Leipzig eintrifft. Endlich widmet er dem Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein, in dessen Diensten Fleming während der Reise stand, im ganzen zwei Lieder (P. Wäld. IV. 52 und Sonett III. 61), aber erst im Jahre 1638, also gegen Ende der Reise. Ihn setzt er später zum „Patron“ aller seiner deutschen Gedichte ein, und seinem Bruder Johann, Bischof von Lübeck, widmet er das neue Buch Poet. Wälder. An andere Fürsten hat Fleming sich nicht gewandt. Nutzen freilich hat er auch hiervon nicht gehabt, schon deshalb nicht, weil er starb, bevor seine Lieder im Druck erschienen. — Andere Freunde dagegen, Olearius, Krusius, Grahman, haben durch ihre Teilnahme an der Reise grosse Vorteile erlangt.

Je weiter der Dichter auf der Reise vordringt, desto mehr bereut er seine Beteiligung. „Der eitle Wahn, der Kitzel fremder Sachen, was bringen sie als eine lange Pein?“ (Wäld. IV. 49, November 1636). Er sehnt sich in der „Elegie an sein Vaterland“ (Wäld. IV. 48) zurück in die Heimat, an den Muldefluss; wie wollte er singen

„ein unerhörtes Lied, nicht von Gradivus Waffen,
ein Lied von stiller Ruh und sanftem Leben . . . .
ein Lied, das Himmel hätt' und etwas solches fühlte,
das nach der Gottheit schmeck' . . . .
Ich sang der Deutschen Ruhm und ihrer teuren Prinzen,
bis Mars mich da treib aus, der Unhold aller Kunst . . . .

Was der Dichter in diesem „unerhörten“ Liede darstellen will, verrät er uns nicht; ich vermute, dass Reiseerlebnisse und Beobachtungen, die er gemacht hat, Gegenstand desselben bilden sollten; denn zu diesem Zweck hat er ja von vornherein sich an der Reise beteiligt. Aber nach beiden Gedichten ist die Veranlassung zu der Reise verschieden: der „Kitzel fremder Sachen“ und die Kriegsgefahr in der Heimat werden als Gründe angegeben.

Aus dem Jahre 1637 fehlen in den Gedichten Bemerkungen des Dichters über die Reise; desto öfter finden wir solche in den Gedichten des Jahres 1638, also aus der Zeit der Rückkehr von Ispahan nach Reval. Verzweifelte Stimmung prägt sich aus in dem Liede Wäld. IV. 51. Die Strapazen der Reise sind zu gross (cf. IV. 53, 370 ff.), Fleming fürchtet, das nächste Jahr nicht mehr zu erleben. „Wer reich und stark und alt werden will, der lasse Reisen sein und bleibe, wo er ist!“

„So grosse Lust ich vor mich hatte weg zu machen,
um des Gradiven Zorn von fernen zu verlachen:
Zeit, Eltern, Vaterland, Studieren, Ehr' und Gut,
das schlug ich alles aus für diese Handvoll Blut,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die mir doch hier verdirbt; ich dachte: Lass es fahren,
gieb alles hin für dich! Kannst du dich nur ersparen,
so hast du satt an dir. Beschau indess die Welt
und denke, dass man viel vom Vielgereisten hält!
Inzwischen wird es gut (= Friede) — so gross und grösser Grauen
befällt mich jetzt . . . bei der Rückkehr . . . .

Wie werde ich das Vaterland wiederfinden, wie den Vater, die Freunde, die mich sicher längst vergessen haben!

An dieser Stelle behauptet Fleming am klarsten und deutlichsten, dass er sich zur Reise entschlossen habe, um „diese Handvoll Blut", d. h. seinen Körper zu retten; zugleich habe er die Zeit des Krieges benutzen wollen, um sich die Welt anzusehen. Aber auch in diesem Gedicht müssen wir die Stimmung beachten, in der sich der Dichter befand. Er gedenkt der Güter, die er durch seine Beteiligung an der Reise aufgegeben hat. Er macht sich klar, dass er das, was er erreichen wollte, nicht erreicht hat, ja unter den Anstrengungen und Entbehrungen seine Gesundheit verliert. Da sucht er sich gewissermassen zu rechtfertigen vor den Angehörigen und Freunden, die ihn einst dringend gewarnt hatten, an der Reise teilzunehmen. So erscheint ihm das, was nur der Zeit nach zusammenfiel, nämlich Kriegsgefahr und Reise, nunmehr als Grund und Folge zusammenzugehören. Gerade der Umstand, dass Fleming immer wieder hierauf zurückkommt, zeigt sein Bedürfnis, seine Beteiligung an der Reise zu rechtfertigen. Dass ihn die Reise „mehr als sehr" reue, spricht er in dem nächsten Gedicht (Oden II. 17, August 1638) unumwunden aus.

Noch ausführlicher äussert er sich über die Reise in einem Gedicht, das an seinen Freund Grahman im September 1638 gerichtet ist, Wäld. IV. 53. Gott und dem Freunde, so führt er hier aus, zolle er gern Dank für sein Leben; Wehmut aber ergreife ihn, gedenke er der „ohne Nutzbarkeit" verbrachten Zeit. Doch ein Weiser sei immer bereit zum Tode; auch er habe „satt gelebt", da er wisse, dass sein Dichterruhm fortlebe. Nur zum Ruhme des Vaterlandes habe er sich angestrengt. Auch er hätte ruhig daheim bleiben und behaglich sein Leben geniessen können; seitdem aber Apollo ihn begeistert, habe er alle Behaglichkeit aufgegeben, andererseits auch schöne Erfolge gehabt.

Als aber gleich der Krieg
mein Meissen drittens traf, so gab ich mich der Flucht,
die niemand schelten kann und ich mir oft gesucht.
Ganz*) einem Vogel gleich, der fluck ist auszufliegen
und gleichwohl noch nicht traut, schaut, wenn er Luft kann kriegen;
die Eltern, die sind aus, der Habicht ohngefehr
setzt auf das blosse Nest aus freien Lüften her;
die Not erweckt den Mut: er reisst sich aus den Nöten,
fleugt hier und da umher und traut sich sichern Stätten.
Mein Bleiben war nicht mehr. Zudem war dies mein Rat:
was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiset hat?

*) Das Bild, das der Dichter hier anwendet, steht ganz vereinzelt in Flemings Gedichten da; es erinnert an ähnliche Bilder bei Homer. Es ist merkwürdig, dass der Dichter in seinen vielen Liedern solche Bilder nur selten gebraucht hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel funde,
in Aufgang einen Zug, auf den die ganze Welt
nun Aug' und Ohren hat. —

Welche kriegerischen Ereignisse an dieser Stelle gemeint sind, ist nicht völlig klar. In der Neujahrsode 1633 (Oden I. 3) spricht der Dichter von einer zweimaligen Verwüstung des Landes und meint offenbar die Ereignisse, die mit den Schlachten bei Breitenfeld 1631 und Lützen 1632 in Zusammenhang standen. Nach der Schlacht bei Lützen hatte Wallenstein seine Winterquartiere in Böhmen aufgeschlagen und rückte dann im Mai 1633 nach Schlesien. Seine Friedensverhandlungen mit den Sachsen ziehen sich bis zum Juli hin. Da bestürmt er Schweidnitz und veranlasst gleichzeitig die Holckschen Scharen, von Böhmen aus in Sachsen einzubrechen (Juli 1633). Eine ähnliche Heimsuchung erfährt das Land im September 1633 durch Gallas, Holcks Nachfolger. Hierdurch wird das sächsische Kontingent genötigt, sich von den Schweden in Schlesien zu trennen und nach Sachsen zu ziehen; die Schweden selbst kapitulieren im Oktober 1633 bei Steinau, ganz Schlesien fällt in Wallensteins Hände. —

Im August 1633 ist Flemming schon auf dem Wege nach Hamburg, um sich der Gesandtschaft anzuschliessen. Wenn er also in obigem Gedicht von einer dreimaligen Verwüstung des Landes spricht, so muss er zu den Ereignissen von 1631 und 1632 noch den Zug des Holckschen Korps vom Juli 1633 mitrechnen. Ob dieser Leipzig selbst berührt hat, wissen wir nicht. Schwerlich haben sich jene Scharen an eine so wohl befestigte Stadt wie Leipzig gewagt und damit die Sicherheit des Dichters selbst gefährdet.

Aber ihm bot sich unmittelbar nach jenem Zuge die Gelegenheit zur Reise ins Ausland. Trotz der Warnungen der Verwandten und Freunde „gab er sich der Flucht", die er „oft gesucht hat", d. h. schon seit Jahr und Tag mit Olearius besprochen hatte. Fleming sagt hier ausdrücklich: „**Als**" Meissen heimgesucht wurde, nicht „**weil**", d. h. er sieht die Kriegsgefahr nicht als Veranlassung für die Reise an. Veranlassung ist, wie er am Schluss der obigen Stelle ausführt, das Verlangen, durch Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern.

Auf diese Reise nach Persien hat Fleming sich sicherlich lange vorbereitet. Er berührt in diesem selben Gedicht (Wäld. IV. 53, 403) die Gesandtschaft, welche Kaiser Rudolph II. im Jahre 1602 nach Persien geschickt hat und von welcher der Botschafts-Sekretair Georg Tectander von der Jabel einen Reisebericht „Iter Persicum" veröffentlicht hatte, cf. Lapp. pag. 722. So waren also dem Dichter die grossen Gefahren, mit denen die Reise verknüpft war, genügend bekannt.

Merkwürdig aber ist, dass Fleming, der schon 1634 ernste Bedenken über seine Teilnahme an der Reise äussert und der unter den Anstrengungen der Reise ausserordentlich zu leiden hat, hier in unserm Gedicht erzählt, dass er „Nacht und Tag" sich mit dem Gedanken getragen habe, die Rückreise von Ispahan aus über Bagdad, Ctesiphon — Arabien, Syrien — Alexandria, Cypern, Creta, Griechenland und Italien zu nehmen, scheinbar weil der von den Gesandten eingeschlagene Rückweg ihm zu beschwerlich erschien. Wahrlich eine kühne Idee, wenn man bedenkt, dass Fleming allein oder nur mit wenig Begleitern hätte reisen müssen. Vielleicht ist er durch seinen Freund Albrecht von Mandelsloh, der sich in Ispahan von der Gesandtschaft trennte und schliesslich bis nach Ostindien verschlagen wurde, auf diesen Gedanken gebracht worden. Des Dichters „Anschlag fiel"; warum, wissen wir nicht. Er folgt jedenfalls den Gesandten in die Heimat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie hier, so war er schon auf der Hinreise den Gesandten und Freunden treu geblieben. Aus Epigr. III. 45, Wälder IV. 49, V. 17 und anderen Stellen ergiebt sich, dass er Elsabe Niehusen versprochen hat, vielleicht nicht weiter als bis Moskau an der Reise teilzunehmen. Jene zürnt deswegen und schreibt ihm den Absagebrief, als er nicht umkehrt. Vielleicht hat in beiden Fällen die Pflicht der Dankbarkeit gegen Olearius und Krusius oder auch die Rücksicht auf die Gunst des Herzogs Friedrich, die er durch Trennung von der Gesandtschaft sich verscherzt hätte, den Dichter zum Ausharren bei dem ganzen Unternehmen veranlasst. Als er nun aber wirklich mit den Gesandten zurückkehrt, da erwartet er die Gunst des Herzogs wenigstens mit aller Bestimmtheit, vergl. P. W. IV. 52, 65 und Son. III. 61. Und Fleming muss sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht haben; denn als es sich nach Beendigung der Reise um die Herausgabe seiner deutschen Gedichte handelt, da bestimmt er zum „Patron" seiner Lieder den Herzog Friedrich von Holstein. —

Fassen wir zum Schluss kurz zusammen, was sich aus der Erörterung der Gedichte ergiebt:

Schon im Jahre 1632 trägt sich Fleming mit dem Gedanken an die Reise. Er kennt die Gefahren derselben, annähernd wenigstens, aus dem „Iter Persicum" des Georg Tectander.

Zweck der Reise ist, Welt und Menschen kennen zu lernen, Stoff zu neuen Liedern zu gewinnen und Gunst der Fürsten sich zu erwerben.

Die kriegerischen Unruhen des Jahres 1633 konnten für Fleming nicht Veranlassung zur Reise bilden; er hätte von vornherein ein Uebel mit einem anderen vertauscht. Veranlassung zur Reise bot die günstige Gelegenheit zur Erreichung seines Zweckes.

Erst in den späteren Gedichten macht Fleming, der seine Beteiligung an der Reise immer mehr bereut, jene Kriegsunruhen als Veranlassung zur Reise geltend, vielleicht um sie vor sich, den Verwandten und Freunden zu rechtfertigen.

Zur Fortsetzung der Reise über Moskau hinaus und zum Verweilen bei der Gesandtschaft auch auf der Rückreise ist Fleming vielleicht durch die Aussicht auf die Gunst des Herzogs von Holstein veranlasst worden.

II.

Flemings Gelegenheitsgedichte.

Die deutschen Gedichte Flemings, entstanden etwa in den Jahren 1630—1639, haben sehr verschiedenen dichterischen Wert. In den geistlichen Gedichten zunächst zeigt sich der Dichter am unselbständigsten. Meist sind dies Uebersetzungen, besonders Bearbeitungen von Psalmen. Die Gedanken in diesen Liedern sind gegeben; sie in dichterische Form zu giessen, ist lediglich Aufgabe des Dichters. — Höher stehen schon die Gedichte, in denen er den Verlauf der Reise oder Erlebnisse auf derselben schildert. Solche Schilderungen kann der Dichter nur in grossen Zügen geben; Genauigkeit und Ausführlichkeit der Darstellung wird niemand in ihnen erwarten. Dass übrigens diese Gedichte, wie Gervinus meint, den ausführlichen Bericht des Olearius in dessen Itinerarium ergänzen und erklären, ist nicht richtig; viel mehr muss der Dichter selbst durch den Bericht des Olearius erst erläutert werden. — Am wertvollsten sind Flemings Liebeslieder. Hier zeigt sich sein Empfinden, sein Fürchten, Hoffen und Sorgen, am unmittelbarsten, und die Töne, die er hier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anzuschlagen weiss, sind so mannigfaltig, dass diese Lieder mit Recht zu den besten des 17. Jahrhunderts gerechnet werden.

Zwischen diesen Gruppen stehen die eigentlichen Gelegenheitslieder, ich meine die „Leichengesänge", d. h. Trost- und Klagelieder, ferner die Hochzeits- und Geburtstagslieder. Es war Sitte in jener Zeit, freudige und traurige Ereignisse im menschlichen Leben durch Gedichte zu verherrlichen. Massenhaft wurden solche Lieder geliefert von Dichtern, die oft dem zu feiernden Fest ganz fernstanden, sie rechneten auf Belohnung. Mit Dichtern dieser Art will Fleming nicht verwechselt werden; er ist stolz auf seinen Dichterberuf. Und in der That steht er fast mit allen, an die er seine Gelegenheitsgedichte richtet, in den engsten Beziehungen. Das ergiebt sich nicht allein aus den Liedern der Freunde an Fleming, sondern vor allem aus dem Schmerz und der Freude, die der Dichter selbst über das Geschick jener zum Ausdruck bringt. Auf diese Gelegenheitsdichtung Flemings möchte ich an dieser Stelle näher eingehen und die Gedankenkreise darstellen, die den Inhalt jener Gedichte zum grössten Teil ausmachen.

„Soll ich trösten oder klagen? Was denn thu' ich erstlich nun?" fragt der Dichter in Od. II. 16. Trost und Klage bilden den Inhalt der Gedichte in Wäld. II. und Od. II. Dass in diesen Gedichten die Trostgründe vor allem wiederkehren, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, dass in diesen oft recht umfangreichen Gedichten es dem Dichter nicht genug ist, einen einzelnen tröstenden Gedanken auszuführen, sondern dass er oft alle Umstände zu benutzen sucht, die auf die klagenden Hinterbliebenen tröstend einwirken können. Ja, in einzelnen Liedern führt er in lebhafter Darstellungsweise die Klagenden selbst redend ein und sucht auf jedes Wort der Klage tröstenden Zuspruch zu gewähren, so Od. II. 5 und 6. Schon die ältesten Gedichte (Wäld. II. 1) aus dem Jahre 1630 sind für seine Dichtungsweise charakteristisch. Sie sind an das Haus Schönburg gerichtet, dem Fleming zu Dank verpflichtet war, wie er in dem einleitenden Sonett erklärt. In dem eigentlichen Gedicht (I. b) führt er den Gedanken durch, dass der Kriegsgott Mars gnädiger ist als der Tod; jenem kann man unter Umständen entrinnen, diesem niemals. — In dem zweiten Gedicht vergleicht er die gestorbene Jungfrau mit dem Frühling, dem Veilchen, dem Sonnenschein, den Blättern der Bäume: sie alle schwinden dahin, aber kehren wieder; jene dagegen kehrt nie zurück. — In dem dritten (I. e) zeigt er den Gedanken: Phoebus klagt um Daphnis, Orpheus um Eurydice; viel schmerzlicher klagt der Bräutigam um die tote Braut. —

Der Dichter sucht also entweder einen allgemeinen Gedanken durchzuführen oder verwertet Bilder aus dem Leben der Natur oder benutzt die antike Mythologie, an andern Stellen auch die biblische und die profane Geschichte. Hierzu kommt noch oft der Hinweis auf das Unglück des Vaterlandes, das durch den Krieg heimgesucht ist. Endlich aber, besonders in den späteren, weist er auf sein eigenes Geschick hin, das ihn von Eltern und Geschwistern, von Heimat und Vaterland getrennt hat und in ein gefahrvolles, unsicheres Leben gestossen hat. Nehmen wir noch die allgemeinen religiösen Trostgründe hinzu, die der Dichter den trauernden Hinterbliebenen entgegenhält, so haben wir damit den Inhalt der „Leichengesänge" im allgemeinen angedeutet.

„Sterben und geboren werden
Ist das stete Thun der Erden,
Nur der Tod ist ihre Ruh" — (Od. II. 14).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ist der Grundgedanke, der sich durch alle Leichengedichte hinzieht. Die Welt ist ein Glückstopf (Od. II. 9), in ihr haust der „unverschämte“ Tod, grausamer als Mars. Er fordert alles heraus und lässt gerade an werten Sachen seinen Neid aus. „Gelückt's, so muss der König fort, der Eseltreiber bleibt.“ „Wenn ihn die Rolle liest“, so muss der Held, der oft dem erbebenden Mars Trotz geboten hat, erliegen, der Seelenhirt seine scheu werdende Gemeinde verlassen, der Gatte die Gattin, die auf ihn sich, wie die Wicke auf den Halm, wie der Eppich auf den Rüstenbaum stützte; Kinder werden der Eltern, die Eltern der Kinder beraubt.

Der Leib des Menschen ist nur ein „lustiges Miethaus“, aus welchem die Seele, der werte Gast desselben, „himmelauf und zu den Engeln“ strebt. Diese Reise, sowie die Ankunft der Seele bei dem Seelenbräutigam und die Hochzeit, d. h. die Vereinigung mit jenem, wird in Oden II. 4 in höchst mystisch-pietistischer Weise dargestellt. Die Seele fährt hinüber: der Glaube ist der Kahn, die Wünsche sind die Bootsgesellen, die Liebe der Kompass . . . Der Bräutigam wartet am Ufer und begrüsst die Braut. Malschatz und Schmuck der Braut sind da, geschmückt geht sie zum Tanz mit „Gottes Sohn“, Cherubinen und Seraphinen nehmen teil. Das Brautmahl fehlt nicht, das Lager wird zugerüstet; Vater und Mutter, die schon im Himmel sind, nennen den Bräutigam Sohn, die Schwester Schwager. — Wo aber bleiben wir, die Ueberlebenden? In Krieg und Not, Pest und Tod. — Der Bräutigam allein kann helfen. — Durch diese Schilderung der Reise zum Seelenbräutigam gelingt es dem Dichter, dem ganzen Liede mehr Einheit und Zusammenhang zu geben, während sonst die Lieder mehr den Eindruck machen, als sei ihr Inhalt zusammenhangslos, ja mühsam zusammengesucht.

Auch in Od. II. 3 sucht der Dichter durch Erfindung einer besonderen Situation solche Einheit seinem Liede zu geben. Dort stehen die 9 Musen, der Nymphen Zunft, die ganze Götterschar tief betrübt um die verhüllte Bahre. Apollo selbst ist vor Schmerz nicht imstande, die Leier zu schlagen. Die Tugenden gehen aus und sammeln Cypressen und Majoran, winden Kränze und schmücken den Platz. Der deutsche Helikon hat schwarzen Flor und Binden umgethan, Trauerkleider tragen Cytheris und ihr Sohn, und selbst der Tod, der bleiche Würger, scheint Reue zu empfinden über das, was er gethan hat. — Das Grab der Toten durch Lieder zu schmücken, ist Aufgabe des Dichters.

Der Leib des Toten ruht in dem kühlen, mit Blumen geschmückten Grabe; ein Teil der Cherubinen bewacht das Grab, während die Seele droben unter den funkelnden Sternen bei den lieben Angehörigen weilt, begleitet von Cherubinen und der Engel Scharen. Dort schaut sie die Herrlichkeit Gottes, nach der sich die Menschen auf Erden sehnen, und schaut herab auf das „grosse Nichts“ der Ende.

Wenn aber das Wesen aller Sachen
In der letzten Glut wird krachen,
Alles tot und nichts mehr sein,
Dann so soll ein neues Leben
In verjüngter Erde weben.
Da uns Gott wird setzen ein.

Von den Trostgründen hebe ich folgende hervor: der Tote ist dort, wohin alle Menschen zu kommen hoffen, ja er würde sich hüten, zu den Qualen der Erde zurückzukehren, wenn er Freiheit dazu hätte. — Da wir einmal sterben müssen, so ist es besser, so bald als möglich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Manche wünschen, manche scheuen den Tod. Schlimm steht's mit den alten Sündern; ihnen ist das Sterben bitter, Kinder dagegen sterben wie die Ritter. Wer jung stirbt, der stirbt wohl; ihn liebt Gott besonders. Weil er nicht viel gesündigt hat, so stirbt er leichter. — In dem Tode nimmt Gott nur zurück, was er geliehen hat, und Gottes Liebe hasst Verzug; daher der schnelle, frühe Tod. Was die Seele aber hier zu kurz gelebt hat, erhält sie in der Ewigkeit ersetzt. — Der Verlust eines Angehörigen ist zwar Grund zur Klage, aber Masshalten thut not; keine Klage führt den Toten zurück, und allzuviel klagen ist heidnisch. Wer weiss, welchem Leid jener auf Erden entgangen ist. Jener ist in Glückseligkeit, für uns unverloren, ja bricht Bahn für uns; wir dagegen stehen im Leid und wünschen ihm nacheilen zu können oder von ihm nachgezogen zu werden. So erscheint unsere Klage auch als Neid auf das Glück jenes, der überwunden hat.

Die Natur, die grosse Welt, entsteht und vergeht; sollte da die kleine Menschenwelt ewig dauern? Vergänglich waren alle Wunderwerke, wie ihre Meister, so auch wir.

Assur wurde teil den Persen,
Dies den Griechen. Dessen Fersen
Folgte nach die ew'ge Stadt.
Doch wie ewig sie gewesen,
Schein ist's, was sie ewigs hat.

Kaja wäre nicht verdorben, wenn Tugend, Helena lebte noch, wenn Schönheit sie vor dem Tode hätte schützen können. Ja, je feiner das Glas und je subtiler ausgeschmückt, desto leichter zerbricht es; je zarter der Faden, desto leichter zerreisst er.

Was ist aber alles Leid des Einzelnen, während die ganze Christenheit jetzt einer Waisen gleicht und um ihr Leid ächzt. So manche Stadt liegt tot und leer. Absichtlich entfernt Gott unsere Führer, um uns ins Verderben zu führen. Bei seinem eigenen Hause, der Kirche, beginnt er das Werk der Zerstörung —

und alsdann ist keine Pause,
bis er alles fast zerbricht,
bis er seinen Grimm vollzogen
über dem, was ihn bewogen.

Gottes Hand, die böse Seuche, hat die Reihen gelichtet, nur nicht die Zersplitterung im Reiche selbst beseitigt. Verödet liegen die Gefilde, Gärten, Matten; es fehlt an Pflug und Mann, aller Vorrat ist verschwunden.

Endlich hält der Dichter auch sein eigenes Geschick dem trauernden Freunde entgegen. Auch er will die Seinen verlassen und gegen Mitternacht ziehen. Bei seiner Rückkehr aber hofft er imstande zu sein, Grosses zu leisten.

Die Muse des Trauergesanges, an die sich der Dichter z. B. Od. II. 1 wendet, ist Melpomene; die Muse des Dichters in den Hochzeits- und Geburtstagsliedern ist Klio oder Thalia. Die Trennung, welche zwischen den Gedichten des 3. und 4. Buches in Wäldern und Oden vorgenommen wird, ist eine rein äusserliche. In den einen gratulirt der Dichter zum Hochzeitsfest, in den andern zum Geburtstag oder bei irgend einer andern Gelegenheit. Inhaltlich dagegen sind diese Lieder nahe verwandt; denn erstens sind es Gelegenheitsgedichte für heitere, frohe Ereignisse; dann aber knüpft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in ihnen der Dichter meist an die Natur an, die mit ihrem Sonnenglanz, mit ihrer Frühlingspracht zum heiteren, frohen Lebensgenuss auffordert. Auch in diesen, wie in den Trauerliedern, benutzt der Dichter die antike Mythologie. Nehmen wir noch hinzu die verschiedenen Variationen über das Wesen der „Liebe“ und die persönlichen Verhältnisse der gefeierten Personen, so haben wir damit den Inhalt dieser Lieder im allgemeinen angedeutet.

Während aber in den Trauerliedern der Zusammenhang der Gedanken nur ein loser war, die Trostgründe nur lose an einandergereiht erschienen, so zeigt sich in den Hochzeitsliedern vielfach das Streben des Dichters, eine einheitliche Handlung zu erfinden und diese in Zusammenhang mit dem zu feiernden Ereignis zu setzen. Gerade diese Lieder gehören nach meiner Ansicht mit zu den besten Gelegenheitsgedichten, die wir von Fleming besitzen.

„Freie, was vor nicht gefreiet! Was vor hat gefreiet, freie!“ Das ist gewissermassen das Motto für die Hochzeitslieder. Wenn der Schnee verschwindet und das Erd- und Wasserband See und Land verlässt, wenn am verliebten Himmel das Rad der goldenen Sonne höhere Kraft gewonnen hat, die Luft wärmer wird und gleichsam Küsse fächelt auf die schwangere Erde, dann hält der Fürst der Zeiten, der Herzog aller Zier, des Jahres Apelles, der Mai, seinen Einzug; dann ist es Zeit zum Freien. Denn billig ist's, dass die kleine Menschenwelt „sich nach Art der grossen hält“. Und in dieser grossen Welt kommen bald tausend schöne Kinder zum Vorschein. Laub und Blumen, Saat und Kraut „haben die Geburt gebrochen“. Nun kommt Phoebus und malt durch seine Strahlen die Plätze mit Farben, Zephyr haucht mit offenem Munde aus dem Blumenschlunde mancher Blumen liebe Zier. Ein Zweig buhlt mit dem andern, es buhlen die Federvölker, deren süsse Melodien in den grünen Wälderschulen nichts als Buhlerlieder sind, desgleichen das Wasservolk. Die Frösche haben Hochzeit schon gemacht; sie treiben ihr Koaxgewäsche von früh bis in die Nacht. Auch die gelehrten Nachtigallen fehlen nicht. Die demantenen Gewässer fliessen lebhafter durch das junge Moos, die Wellen rauschen stärker. Die Gebüsche bewegen sich sanfter unter dem „linderen Sausen“ der Lüfte. — Stadt und Dorf ist auf dem Sprunge; reich und arm, Mann und Weib, alt und jung freut sich der Frühlingsluft. Hirten und Herden springen auf weicher, feuchter Erde nach dem Tone des Schalmei.

Und dies ganze Jungwerden der verlebten Natur, die die Runzeln abstreift, geschieht zu Gefallen und zu Ehren der Hochzeit feiernden Personen, für die die schönsten Blumen gepflückt und zusammengetragen werden. Am Abend aber nach dem Tanz und Schmaus blasen Norden, Süden, Ost und Westen den berauschten, nach Hause wankenden Gästen kühle, linde Lüfte zu. Die Saat bückt sich, die verwachte Rose nickt ein und schliesst ihr Auge; die taumelnden Cypressen „haben ihrer ganz vergessen“. Die kühle Luft haucht auf die trockenen Matten Erfrischung, und das frohe Sternenhaus giesst den schlummernden Gewächsen neue Kraft ein. Nur das Sternenreich, das den Bund der Liebenden gutheisst und durch Hymen bestätigt, behorcht und verrät den Gästen das Spiel der Neuvermählten.

Dass in diesen Liedern Cupido mit seiner Macht und seinem eigentümlichen Wesen eine Hauptrolle spielt, ist erklärlich. Der Dichter weiss sich bei der Beschreibung des kleinen Gottes nicht genug zu thun. So bezeichnet er die „Liebe“ als „süsses Thun, freien Dienst, wundenlosen Streit, besten Schmack, Zuckerung der Zeit, angenehmes Brennen“. Die Sage hat dem Gott Bogen und Pfeile angedichtet, er soll blind sein; aber er ist selbst ein Gedicht, eine blinde Phantasie. Zwar ist er klein, aber er überwindet die stärksten Ritter; trotz seiner Blindheit trifft er sicher, selbst den Jupiter. Selbst in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unbeseelten Dingen wirkt er, in den Steinen, den Pflanzen. Er ist Feuer, Frost, eine süsse Plage, Sinnenmeister, eine wollustvolle Not, Untergang der Freiheit, ein angenehmer Tod. — Alle denken die Liebe; es muss geliebet sein, soll dieses alles nicht in kurzem gehen ein. Der Himmel liebt die Erde; was in Wasser, Luft und Erde lebt, übt die Liebe. „Selbst Jupiter lässt seinen Donner stehn, im Fall er musste fort nach andrer Weide gehn". So treiben es alle Götter: auch wir Menschen sind Göttern gleich durch unsrer Liebe Gaben.

Solche Bilder benutzt der Dichter und setzt sie in Beziehung zu dem Fest, das er durch sein Lied verherrlichen will. Aber auch den Hinweis auf den alles zerstörenden Krieg finden wir hier als Gegensatz zu der Gründung der neuen Lebensgemeinschaft durch die Ehe. Ferner weist er in Liedern an vertraute Freunde auch auf sein eigenes Geschick hin, das ihn aus der Heimat vertrieben hat, während jene gerade das Glück des häuslichen Zusammenlebens erhalten. Am Schlusse fast jeden Hochzeitsliedes aber deutet der Dichter oft in recht cynischer Weise auf das Liebesleben nach der Hochzeit hin. Mehrfach benutzt er dazu die Namen der Vermählten selbst (Od. III. 20. II. 3. 6.) und witzelt und stichelt in recht unzarter, undelikater Weise. Das lag wohl im Geschmack jener Zeit, dem der Dichter nachgeben musste. — „Wo Fleming Hochzeitslieder singt — sagt Gervinus — und sich nicht gar zu tief, wie er wohl thut, in die obscönen Wortspiele einlässt, sondern da, wo er ein Mailied bei dieser Gelegenheit singt, den Ruf, in der wohligen Zeit der Natur sich zu freuen, erhebt, da erinnert sein Mutwille, seine naive Freude an der Natur, am stärksten an das Aehnliche unter den Minnesängern, sowie er in den Naturschildereien dabei einen Ton anschlägt, der bis auf Voss und Claudius stehend geblieben ist, wie er denn der einzig echte zu sein scheint. In solchen Liedern sind Stellen, die gegen Opitz glühend und üppig genannt werden müssen." — Hierin hat Gervinus sicherlich recht; aber wenn er weiter behauptet: „Flemings Gelegenheitsgedichte sind selten so steife Gratulatorien oder Condolationen, nirgends weder so allgemein und vag, noch so partikular auf den Leib zugeschnitten, dass sie entweder für alle Fälle oder nur für einen passen", — so bin ich doch der Ansicht, dass meist mit geringen Aenderungen fast alle diese Lieder sich bei ähnlichen Feierlichkeiten als Gratulatorien und Condolationen verwenden lassen. Das liegt eben daran, dass die Trostgründe in den Trauerliedern, die Naturschilderungen und Betrachtungen über das Wesen der Liebe in den Hochzeitsliedern Stoffe ganz allgemeiner Art sind; und sie machen den wesentlichen Inhalt der Lieder aus. Dass sich im Einzelnen viel Schönes findet, ja glühende, üppige Phantasie des Dichters, soll damit nicht geleugnet werden. Andererseits aber wirkt die Häufung der verwendeten Bilder recht ermüdend. Wo er die Natur oder das Wesen der Liebe schildert, da genügt ihm nicht ein einzelnes Bild, um die Phantasie des Lesers anzuregen. Wo er Vergleichungen aus Sage oder Geschichte sucht, da begnügt er sich selten mit einem Beispiel; er zeigt seine ganze Belesenheit. Wo er auffordert, Blumen zu pflücken, da zeigt er seine ganzen botanischen Kenntnisse. So würden die meisten Gedichte für modernen Geschmack erst geniessbar werden, wenn man durch recht kräftige Striche die oft sehr langen Gedichte verkürzte.

Gervinus, der übrigens Fleming eingehend beurteilt und unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts mit Recht sehr hoch stellt, sagt an anderer Stelle: „wie leicht führt er ein angenommenes Bild mit poetischem Sinne durch, wie leicht also wurde ihm die Erfindung, die Opitz so schwer ward! Auf den Gedanken eines grösseren Gedichtes wie sein Margenis (Germania) hätte Opitz gar nicht kommen können." — Auch hierin hat Gervinus recht. Gerade diejenigen Lieder, in denen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fleming sich irgend eine Situation erfindet und mit dem zu feiernden Fest in Verbindung bringt, gehören nach meinem Urteile zu den besten, wenn auch manche Wunderlichkeit mit unterläuft.

In dem Hochzeitsliede Od. III. 16 z. B. erfindet der Dichter folgende Handlung: Venus sieht den Bräutigam auf dem gehörnten Helikon sitzen. Er hat sich durch seine Wissenschaft wohl gesichert und scheint für Amor unzugänglich. Da ruft sie ihren Sohn herbei, lässt anspannen und fährt mit ihm dort hin. Sie finden die Gelehrten alle in heller Begeisterung für ihre Wissenschaft und werden durch Klio schroff zurückgewiesen, als sie sich als Gäste einführen wollen. Empört legt Amor den Bogen an und trifft — den Bräutigam, der tot niederfällt. Da erscheint Apollo und erweckt den Toten zu neuem Leben. Venus bereut, was geschehen ist. Um alles wieder gut zu machen, bestimmt sie, dass ein „schönes, menschliches Wesen", das sich unter den Chariten in ihrem Gefolge befindet, von nun an den getroffenen Gelehrten „herzen" soll. Erato und Melpose eilen davon und holen Rosen, um das Fest zu schmücken; alle aber rufen: „Heil sei beiden!" — Dichter und Gäste stimmen zum Schluss in diesen Ruf ein.

Ohne Götter und Göttinnen mit ihrem ganzen Gefolge geht es nun einmal nicht. Aber hier haben wir dichterische Phantasie; hier handelt es sich nicht um Verherrlichung des Bräutigams und der Braut, wie wohl sonst in diesen Liedern. Die Handlung, die der Dichter erfindet, zeigt uns, wie jene unter dem Schutze der Götter zu einem Paare vereinigt werden. „Paphos und Olymp sind eins!" —

Zu dieser Gruppe von Gedichten gehören ausser dem Hirtenliede Oden III. 17 auch die beiden umfangreichsten Wäld. III. 6 und 7: „Liefländische Schneegräfin" und „Auf Brockmanns Hochzeit".

Im Februar 1636 machten sich — so erzählt der Dichter in dem ersten Gedicht — einige holsteinische Ritter von Reval auf, um auf dem Lande einmal nach Herzenslust „froh zu sein". Venus erfährt dies, lässt den Schwanenwagen anspannen und macht sich mit Cupido und ihrem Gefolge auf zu den Rittern. Bald kommt auch Bacchus mit seinen Panthern angefahren und wird von Venus begrüsst. Man isst und trinkt. Da tritt Komus (der Gott der Gelage), der im Gefolge des Bacchus eingetroffen ist, auf und hält eine Rede, in der er in begeisterten Worten das wackere Zechen als ein wackeres Kämpfen preist und die Unterhaltung dabei, die Schwänke, Rätsel, ausgelassene Fröhlichkeit, Gesang und Tanz, schildert. Zum Schluss seiner Rede spricht er seinen Dank dafür aus, dass er Gelegenheit hat, an diesem Zechgelage deutscher Ritter teilzunehmen. Während dieser Rede hat sich ein Pärchen von der Tafel fortgeschlichen — die jetzigen Brautleute. — Sie werden von Cupido entdeckt und zu allgemeiner Erheiterung hervorgezogen. Nun beginnt eine ausgelassene Fröhlichkeit: Spiele werden gespielt, es wird getanzt, ja zum Schluss noch auf Veranlassung der Venus „bunte Reihe" gemacht. Am nächsten Morgen trennt man sich, die Götter in die Luft, die Ritter in die Stadt. — Der Hochzeitstag ist nunmehr da, so schliesst das Gedicht, und die Ritter erscheinen als Gäste, wie sie versprochen haben. Zu ihrem Bedauern währt dies Fest nur einen Tag und nicht, wie in Deutschland, drei oder vier Tage.

Warum die Braut hier als „Schneegräfin" bezeichnet wird, ist nicht recht klar. Sonst aber enthält das Lied eine Reihe von schönen Schilderungen. Auch hier erfindet der Dichter eine Handlung, bei welcher die Brautleute selbst mitwirken.

Weniger geglückt ist dies dem Dichter in dem längeren Schreiben, das er auf Brockmanns Hochzeit verfasst hat. Es ist der Hercynia des Opitz nachgebildet und besteht aus einer Erzählung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in ungebundener Redeweise, in welche eine Reihe von Gedichten eingeflochten ist, die teils früher bei anderer Gelegenheit verfasst sind, teils für diese Hochzeit erst gedichtet sind.

Begleitet von einem Diener unternimmt der Dichter eines Tages von Reval aus einen Spaziergang. In der Einsamkeit des Waldes denkt er an das Vaterland, an die Reise, an die Thätigkeit der Gesandten und trägt sich selbst und seinem eigenen Schatten einige längere Gedichte vor, die er vor einiger Zeit auf jene gedichtet hat. Der Gesang der Lerchen, mehr noch der dreiste Flug derselben stört ihn. Er setzt sich auf einen breiten Stein, um sich auszuruhen. Um doch irgend etwas zu thun, trägt er ein Liebeslied vor. Bei diesem Gesange überrascht ihn sein Freund Polus, der seine Freude darüber ausspricht, dass auch Fleming verliebt sei. Doch der Dichter macht ihm klar, dass er sich irrt, dass nämlich Dichter „oft Sachen erdenken, die niemals gewesen sind, noch sein werden". — Nach einigen Bemerkungen über das Gefährliche der Liebe, die oft mit Qual und Missgunst verbunden sei, sucht Fleming seinen Freund zu trösten, der auch über Missgunst zu klagen hat, und singt ihm eine unendlich lange Ode vor des Inhalts, dass gerade alles Hohe und Bedeutende in der Welt dem Neide und der Missgunst ausgesetzt sei. Da nähern sich ihnen zwei Freunde, Olearius und Pöhmer. Nach der Begrüssung beklagt sich Pöhmer darüber, dass er so lange nichts vom Dichter gehört habe, und dieser trägt wieder ein langes Lied vor, das auf den Geburtstag eines andern Freundes gedichtet ist. — Da hört man ein liebliches Getöne von allerhand süssen Instrumenten aus dem Gebüsch. Olearius ist versucht anzunehmen, dass die Musen ihren Parnass verlassen und sich in diese Gegend verfügt haben; doch Liefland erscheint ihm zum Musensitz wenig geeignet, wenn es auch in Wirklichkeit nicht so barbarisch ist, als man meint. Sie folgen dem Getöne und entdecken an einer Tanne aufgehängt eine Tafel und auf dieser in goldener Schrift „der Musen Hochzeitswünsche für Brockmanns Hochzeit". Diese neun Sinngedichte werden vorgetragen, und erst jetzt wird das Gespräch auf Brockmann selbst gelenkt, nachdem man den Rückweg angetreten hat. Man rühmt seine Gelehrsamkeit, citiert eine Reihe von kleinen Sinngedichten, erzählt einen Schwank aus seinem Leben und beschliesst, dass alle vier Freunde der Reihe nach zu Ehren der Hochzeit sogleich ein Lied vortragen. Unter diesen Liedern erreichen sie die Stadt und kehren bei Polus ein. Erst gegen Mitternacht trennt man sich nach gelehrten Unterredungen mit dem Entschluss, bei der Hochzeit selbst zusammenzutreffen.

Soweit in aller Kürze der Inhalt des umfangreichen Werkes. Dass es in seiner Komposition völlig verfehlt ist, scheint der Dichter selbst gefühlt zu haben. Er hat den Zusammenhang gelöst und nur die einzelnen Lieder in seine Gedichtsammlung aufgenommen. Aber auch dieses Werk zeigt uns das Streben des Dichters nach selbständiger Erfindung.

Unter dem Titel „Glückwünschungen" sind in den IV. Büchern der Wälder und Oden Lieder sehr verschiedener Art zusammengestellt. Die meisten sind zwar zu Geburts- und Namenstagen gedichtet; wir finden hier aber auch Abschiedslieder und Freundschaftslieder, auch die Elegie an das Vaterland, das Schreiben Germanias an ihre Söhne, Lob des Fusssoldaten, des Reiters, der Druckerei u. a. m.

Der Grundgedanke in den Geburtstagsliedern ist überall derselbe. Das Geburtstagskind wird begrüsst, Glück- und Segenswünsche werden ihm dargebracht. Durch das Gedicht selbst oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch ein Geschenk wird der Freund „gebunden“, er muss sich lösen. Die Lösung geschieht durch ein Gelage im fröhlichen Kreise vertrauter Freunde und Freundinnen. Der Dichter liebte solche Feste, er ist ein Freund der „vergönnten“ Fröhlichkeit und des heitern Gespräches beim Glase Wein. — In den Gedichten selbst finden wir ähnliche Stoffe verwandt wie bei den Hochzeitsliedern. Auch hier knüpft der Dichter gern an die Vorgänge in der Natur an und setzt sie in Parallele zu dem Fest; auch hier erscheint die antike Götterwelt, verwertet der Dichter seine Kenntnisse in Botanik, Geschichte, Geographie und Medizin. (Wäld. IV. 21. 31.) Auch in diesen gedenkt er des unglücklichen Vaterlandes und erwähnt Erlebnisse auf der Reise. Aber gerade in diesen Gedichten tritt noch mehr als in den vorigen die Person des Dichters und sein inniges Verhältnis zu den Freunden hervor. Ueberall, wohin er kam, knüpfte er Bekanntschaften an, fand er Gesinnungsgenossen und Freunde, so ausser in Leipzig noch in Hamburg, Riga, Reval, Moskau, selbst in Ispahan. Das gemeinsame Band für diese Kreise war die Beschäftigung mit der klassischen Litteratur, auch die Pflege der deutschen Dichtkunst führte sie zusammen. Und so haben wir gerade in diesen Büchern Aeusserungen des Dichters über sein Verhältnis zur Dichtkunst.

Auch unter diesen Gedichten finden wir einige, in denen der Dichter durch Darstellung einer besonderen Situation oder Handlung Abwechselung in den sonst sehr eintönigen Gedankengang der Geburtstagslieder zu bringen sucht. In Wäld. IV. 35 z. B. erzählt er von einem Traum. Cupido erblickt den Dichter, als dieser an einem schönen Sommermorgen noch schläft, während die ganze Natur schon wach ist. Er ruft Morpheus herbei, der dem Schläfer einen Kranz von Mohn aufs Haupt setzt, eine blühende Bohne auf den Mund legt und mit seinem Stabe dreimal berührt. Da träumt der Dichter, dass die Gesandtschaft und er selbst mit derselben urplötzlich aufbrechen und Reval verlassen muss. Ohne Abschied genommen zu haben, ziehen sie in strömendem Regen dahin. Da erwacht der Dichter; er wird gewahr, dass er nur geträumt hat, und zieht aus seinem Traum die Aufforderung für den Freund, die heitere Gegenwart fröhlich zu geniessen und den Geburtstag recht würdig zu feiern, da dies augenblicklich noch möglich ist.

In Wäld. IV. 36 schildert uns der Dichter einen heiteren Herbsttag. Die Menschen freuen sich der Natur, auch die Götter, die Jupiter alle zum heiteren Mahle zusammenrufen lässt. Der weite Sternensaal öffnet sich; man setzt sich zu Tisch, Hebe und Ganymed walten ihres Amtes. Nur Mars fehlt in der Gesellschaft, er verwüstet Deutschland durch Krieg. Hermes wird ausgesandt, ihn zu holen. Jener ist auch bereit zu folgen, zuvor aber lässt er Feindschaft, Zank, Zwietracht, Mord und Betrug gefangen nehmen und an Eichen aufhängen. Der goldene Friede zieht ein. „Ich mag nicht mehr hinab! Ich bleibe fort bei euch!“ erklärt Mars, als er im fröhlichen Kreise der Götter sitzt. Alle freuen sich über diesen Entschluss, Jupiter selbst lässt ihm das grösste Glas füllen, das jener auf den Wohlstand aller Erden trinkt. Dies Götterfest soll ewig dauern, bestimmt Jupiter, — so ewig auch das Glück des Geburtstagskindes. — Auch in Wäld. IV. 1 und einigen anderen Gedichten finden wir ähnliche Ausmalung einer Situation.

Wichtiger aber für die Beurteilung des Dichters selbst sind diejenigen Gedichte, in denen er sich über sein Verhältnis zur Kunst äussert. „Ich habe“, so erklärt er Wäld. IV. 53, „nichts gelernt, was gross nur von weitem erscheint, bei näherer Betrachtung sich aber als unwert ergiebt. Von Jugend auf habe ich die Wissenschaften gründlich betrieben. Als aber Apollo mich aus seiner Castalis trinken hiess, da stank mir alle andere Lust. Für manchen Sieg in der Kunst habe ich manchen Lorbeerkranz davongetragen“. — Seine Dichtung selbst bezeichnet er zwar in den ältesten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oden (IV. 1. 2) noch als „Dorfgeheule“, als „Feldschalmei“, seine Muse Klio als seine „Bauermagd“, sich selbst im Vergleich zu andern Dichtern als „Gans bei Schwänen“. Aber schon aus diesen ersten Liedern ist sein Ehrgeiz zu erkennen. Stets mehr lernen zu wollen, sei seines Lobes Ziel. Durch „Fleiss und Schweiss“ will er sich den „Ruhm der Poesie“ erwerben. Freilich „der Fleiss kann nicht allein uns machen zu Poeten, der klugen Geister Witz, der ist hierzu von nöten“ (Wäld. IV. 7). Das Beste muss Mutter Natur geben, die Begabung, die unsere Seelen auf eine bessere Spur weist, als wo der Pöbel kriecht. Die Kunst ist himmlischen Ursprungs, durch sie hebt der Dichter die Sinne zum Himmel und wird ein Gott hier auf Erden.

Die Sagen von Orpheus, Linus, Arion erscheinen dem nüchternen Verstande unglaublich (Wäld. IV. 15). Sie lehren uns aber, dass durch die Kunst der Mensch erst zum Menschen gemacht ist.

„Sie hat uns Menschen erst zu Menschen recht gemachet
Und durch ihr Lieblichsein uns freundlich zugelachet,
Als wir noch waren grob. Was nichts nicht zwingen kann,
Das bändigt ein Gesang . . . . Saul raset ohne sie.“

Die Kunst veredelt nicht allein den Menschen, sie verleiht ihm auch Unsterblichkeit (Wäld. IV. 54). Freilich nur der wirkliche Dichter vermag so zum Rächer der Natur zu werden und den Tod zu töten, nicht die andern, „die stets mit Reimen betteln laufen und grosse Lügnerei um kleines Geld verkaufen“. Jene bringen die Kunst nur in Misskredit. „Schonet euer Geld!“ ruft er darum den Klugen und Reichen zu. Den wirklichen Dichter aber lehrt Apollo, „aus den Saiten die rechte Panacee für Sterben zu bereiten“. Dies ist der Stein der Weisen.

Selbst Jupiter verdankt seinen Himmel und seine Macht nur den Poeten. „Durch uns scheint Titan heller, steht Erde und See fester und läuft der Himmel schneller; wir halten die Natur, den strengen Zeitstrom auf und wenden mit der Hand der Elemente Lauf. Wir machen Grosse klein und schwache Fäuste stark. Wir stossen zu der Hölle und heben Himmel an.“ — Verschwunden sind die Wunderwerke des Altertums; alles vergeht, selbst Eisen und Marmor. Was aber durch die Feder den Büchern anvertraut ist, bleibt bestehen. Feder und Schwert sind gleich gross; dieses soll schützen, jene nützen. So vereinigt die gerüstete Pallas Athene Witz mit Kraft. Ein Edelstein, in Gold gefasst, erscheint prächtiger. „Je schöner ist das Haus, je heller sieht der Wirt, der klar selbst ist, heraus.“ Soll aber der Dichter schaffen, so bedarf er der Freiheit von Sorgen und der Aufmunterung (Wäld. IV. 44). Die Unruhe und die Unsicherheit auf der Reise haben wohl diesen Wunsch hervorgerufen. Der Schiffer bedürfe des guten Windes; erstickte Glut müsse angefechelt werden. Wie Virgil, Horaz und Opitz ihre Beschützer gefunden, so hoffe Fleming es auch für sich. Bisher freilich habe er vergeblich gehofft. So bestimmt aber hält er selbst sich für einen begnadeten Dichter, dass er fast bereut, Zeit und Mühe auf das Studium der Medizin verwandt zu haben.

Und diese Macht, die er von Apollo erhalten hat, will er ganz in den Dienst des Freundes und des Vaterlandes stellen (Wälder IV. 50). Jenem soll seine Dichtkunst der Jungbrunnen sein, aus dem er ihm ewige Jugend verleiht, der schützende Baum, der ewig und unverletzlich dasteht.

Ich will dich bei der Hand zu einem Brunnen führen,
Der deinen Namen kann mit steter Jugend zieren.
Tritt unter meinen Baum, des Sturm und Alter schont!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie ferner Schlesiens Smaragd, Martin Opitz, durch seine Lieder deutsche Sprache und Poesie gehoben und geadelt hat, ja sie der der Griechen und Römer gleichgestellt hat, so will auch er selbst durch seine Lieder zum Ruhme des Vaterlandes beitragen und etwas schaffen, das „nach dem Himmel schmeck' und Lebens würdig ist" (Wäld. IV. 44. 50. 53). Im besonderen denkt er im Jahre 1633 wenigstens noch daran, Thaten und Helden des grossen Krieges zu besingen (Od. IV 17). Später freilich scheint er diesen Plan aufgegeben zu haben. Er erklärt (Wäld. IV. 54):

Ein andrer mag den Krieg der Deutschen lang erzählen,
Ich mag mein Vaterland nicht auf das Neue quaelen
Mit wiederholter Angst.

Werke des Friedens will er besingen, vor allem die Reise und den Fürsten, der sie veranlasst hat. Von ihm erwartet er auch mit Bestimmtheit für sich Begünstigung. Freilich „Kunst hat ihr Vaterland überall" (Wäld. IV. 21). Könnte er frei wählen, — so gesteht er im Jahre 1634 — er wählte Moskau als Wohnort. Auch Opitz hat im Auslande Schutz gefunden, Ovid an dem pontischen Gestade seine Kunst geübt. Gerade Moskau und Umgebung gefällt ihm, auch die Einfachheit der Sitten, die Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung. „Des Glückes Tross, der Neid, kommt nicht in dieses Land. Zu des Saturnus Zeiten ward ebenso gelebt." Bewundernd ruft er aus:

Hast du dich hier verhalten,
O Einfalt, heilge Zier, von erster Zeit der Alten,
Bis auf die Hefen uns? Ist hier dasselbe Land,
Da Ehr' und Redlichkeit von uns sich hingewandt?

Anders freilich urteilt er später, als er unter den Strapazen und Gefahren der Reise zu leiden hat und sich ins Vaterland zurücksehnt, das er nicht mehr lebend zu erreichen fürchtet. Doch wenn er selbst hier auch zu Grunde geht, er weiss, dass er in seinen Liedern weiter lebt, wenn diese nur nach Deutschland hin gerettet werden. —

Hier in diesen Gedichten, in denen Fleming über seine Kunst und sein Verhältnis zu derselben sich äussert, zeigt er sich freier, erhebt er sich zu allgemeineren Gedanken, was in den übrigen Gelegenheitsgedichten ihm nicht möglich war. So haben diese an vielen Stellen bleibenden Wert. Betrachtet man aber jedes Gedicht als etwas Ganzes und überblickt die zahllosen Gelegenheitsgedichte, die Condolationen und Gratulatorien, so hat Gervinus mit seinem Urteil recht, wenn er sagt: Fleming leidet an der Mittelmässigkeit als einem Fehler seiner Zeit, über die er sich nur in günstiger Stunde erhebt . . . Alle Auszeichnung, die man Fleming als Dichter giebt, muss bedingt bleiben. Er ist eben ein Dichter des 17. Jahrhunderts.

Dr. Albert Bornemann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf